

Ein Versuch über die Definition

**„Komfort ... (ist) 1) behagliche Gemächlichkeit 2) ein eleganter Kessel
nebst Untersatz, Wasser zum Thee im Zimmer zum Kochen zu bringen, ...“¹
geschrieben im Dialog mit *La Belle Chocolatière***

Anfangen können

Was weiß man eigentlich von einem Text, bevor man ihn schreibt? Wenn man, noch ohne Notizen formuliert zu haben, am Schreibtisch sitzt und in den langsam dunkler werdenden Himmel schaut. Einen noch zu schreibenden Text kann man sich nur vage vorstellen und deshalb ist es erleichternd, man kann auch sagen, es ist sehr komfortabel, den Anfang zu finden. Könnte man dieses Gefühl der Erleichterung als „behagliche Gemächlichkeit“ fassen? Und kann ich die Umschreibung des Komforts im 1860 publizierten *Wörterbuch der deutschen Sprache* von Daniel Sanders mit meinem Gefühlshaushalt im Jahr 2017 in Verbindung bringen? Oder ist „behagliche Gemächlichkeit“ umgeben von WLAN-Anschlüssen, dem immer leicht schwingenden Internet und von dienstbereiten elektrischen Geräten als Gefühl nicht mehr möglich? Mehr: ist „behagliche Gemächlichkeit“ nicht einfach nur bieder, konventionell, ja spießig, beschreibt sie nicht die heute oft abschätzig zitierte Komfortzone, aus der wir uns schnellstens zu entfernen haben, wenn wir beweglich und wach bleiben wollen?

Dennoch, mit Blick auf das komfortable Gefühl des Anfangen Könnens bleibe ich bei der Umschreibung. Ermöglicht hat den behaglich, gemächlichen Beginn zunächst, daß ich eine Anfrage für diesen Text erhielt, deren Kontext und Inhalt mir zusagten. Ein neues Magazin sollte entstehen, in dem Mode, Ästhetik und Kultur sich mäandrierend verbinden, trennen und erhellen. Die Herausgeber waren sich einig, daß das Magazin gedruckt werden sollte. Und als Thema meines Textbeitrages wünschte man sich „Komfort“. Noch etwas weiteres war von Anfang an klar: der Text sollte ohne Bilder auskommen. Die Sprache allein musste Vorstellungen von Räumen, Bildern, Kleidern und Geräten vermitteln, eine Einschränkung, die ich als herausfordernd und zugleich als erleichternd empfand.²

Ein Magazin mit duftenden, weißen Seiten

Das Magazin wird also gedruckt. Es wird angefaßt werden, aufgehoben, aufgeblättert, gehalten. Abhängig von der Qualität des Gewichts, der Größe und natürlich des Lay-Out wird man erleben können, daß Komfort anderes sein kann, als die bereits zitierte negative Komfortzone. Der sinnlich spürbare Komfort eines gedruckten Magazins lädt ein zur Konzentration. Es wird Magazin Seiten geben, die duften, wenn man sie berührt. Man blättert um, man streicht über das leicht raue

¹ *Wörterbuch der deutschen Sprache*, von Dr. Daniel Sanders, Leipzig, 1860, Erster Band A-K.

² Das Magazin wurde nicht realisiert, der Text für die Nullnummer entstand trotzdem und im Folgenden wird er — mit leichten Änderungen und Kürzungen — so publiziert, wie er im Jahr 2017 geschrieben wurde. Herausgeber des Magazins waren Noemi Ceresola, Matthias Waldhart und Jonny Graf, der Titel der Nullnummer sollte „Über Gerüche“ sein. „Der Traum vom Komfort“ soll das Buch heißen, in dem ich der Geschichte der Zweckmäßigkeit und des Komforts in ihrem Zusammenspiel mit Ästhetik nachgehen werde.

Papier oder über das seidenglatte, über die Kühle oder Wärme und ein Duft entwickelt sich. Ein duftender Artikel über den Komfort. Welcher Duft, welcher Geruch begleitet Vorstellungen vom Komfort? Und: welche Verbindungen bestehen zwischen Komfort und der Farbe Weiß?

Denn noch etwas haben die Herausgeber bereits entschieden. Es werden immer wieder weiße Papierseiten in die verschiedenen Beiträge des Magazins eingeschoben werden.

Ist das weiße Papier komfortabel, weil, wie Kenya Hara in seinem Buch *Weiß* schreibt, die „[...] dem Papier inhärenten Möglichkeiten [...] Kreativität [...] und eine unermessliche Vorstellungskraft auslösen können [...]“³ Kann man Kenya Hara's vehementes Plädoyer für die Kultur des weiße[n] Papiers mit älteren Vorstellungen von Komfort verbinden, die aus dem gegenwärtigen Register seiner Diskussion verschwunden scheinen? In älteren Interpretationen ging man davon aus, daß Komfort nicht nur physisch und materiell, sondern auch ästhetisch gestaltet werden muß. Die Gestaltung des Komforts sorgt für Differenzierung und Subtilität der Dinge, die uns körperlich und sinnlich nah sind. So schreibt Hara weiter: „*Papier hat eine Spannkraft wie kein anderes Material und seine Textur schmeichelt den Fingerspitzen. Wäre es grün wie frisches Laub*



oder orange wie eine reife Persimone oder hätte es eine weiche Konsistenz wie Vinyl, wäre es vermutlich nicht zu der rasanten Entfaltung einer auf Schrift und Druckwesen basierenden Kultur gekommen. [...].“⁴ Ich schreibe diesen Text nicht auf Papier, sondern am Computer, genauer gesagt: mein Text erscheint auf dem Bildschirm des Laptops in einer Datei, die eine Papierseite simuliert. Strahlend weiß. Ist diese Helligkeit so komfortabel wie das weiße Papier?

Die Besucherin erscheint

Heute Abend habe ich das Programm wiedergefunden, welches die Helligkeit des Bildschirms der jeweiligen Tageszeit anpaßt. Jetzt, um 22.26 leuchten die Farben pudrig und der Hintergrund der Datei ist leicht sandfarben. Plötzlich beugt sich jemand neben mir in Richtung Bildschirm und betrachtet gebannt, wie die Buchstaben auftauchen, eine junge Frau. Ich habe sie erwartet. Sie wird meine Gesprächspartnerin sein. *La Belle Chocolatière* kommt eigentlich aus Wien, dort

³ Kenya Hara, *Weiss*, Lars Müller Publishers, Zürich, 2010/2017, S. 18.

⁴ Hara, (wie Anm.2), S. 17.

wurde ihr Portrait von Jean Etienne Liotard zwischen 1743 und 1745 angefertigt.⁵ Früh schon gelangte diese Pastellmalerei, welche die junge Frau in Gänze von rechts im Profil festhält, in den Besitz der Dresdner Gemäldegalerie und wurde dort seit 1837 ausgestellt. Sehr gerade, aber mit dem ganzen Körper leicht nach vorne gebeugt, vermittelt ihre Pose, vielleicht auch, weil wir einen ihrer modischen gelben Pantoffel auf kleinen Absätzen sehen, den Eindruck, sie schreite ruhig aber bestimmt von links nach rechts. Mit beiden Händen hält sie ein kleines Lacktablett vor sich, auf dem ein Wasserglas und eine Porzellantasse mit Trink-Schokolade in einer sogenannten Trembleuse, eine Zittertasse, stehen. Eine Trembleuse, die verhindert, dass die Tasse rutscht und damit kostbarer Kakao ausläuft, ist ein schönes Beispiel für das Komfort-Verständnis im mittleren achtzehnten Jahrhundert: in ihrer Erfindung vereinen sich Zweckmäßigkeit und Eleganz.

Die Kleidung des Schokoladenmädchens erscheint ausgesprochen adrett und ausgesucht. Über einem grünlich schimmernden Rock, der hoch in der Taille geschnürt ist, trägt sie eine lange, in Falten gebügelte helle Leinenschürze, dazu eine den Oberkörper perfekt modellierende senfgoldfarbene Schoßjacke, das Caraco, dessen Dekolleté von einem Brusttuch, dem Fichu bedeckt wird. Eine rosafarbene Haube mit Spitzenbesatz bedeckt die Haare, deren dunkler Ansatz im Nacken und an der Stirn leicht sichtbar ist. Francesco Algarotti, welcher das Pastell 1754 für die Sammlungen August III in Dresden erwarb, wies in einem Brief auf eine Besonderheit des Portraits hin. Die fast völlige Abwesenheit von Schatten, so Algarotti, verleihe der Erscheinung des schönen Schokoladenmädchens einen „goût des chinois“⁶. Auf jeden Fall läßt sich sagen, daß die Atmosphäre, die sie umgibt, eine ungewöhnliche Klarheit und Frische ausstrahlt. Verstärkt wird dies noch durch die Andeutung des einfachen Raumes, den sie durchmißt. Ihre Silhouette und deren sehr schwacher Schatten werden auf die gipsverputzte Wand projiziert, welche den Raum abschließt. Ich habe mich schon oft gefragt, woher sie kommt und wohin sie mit ihrem Tablett unterwegs ist. Wer wartet auf sie, wer hat sie gerufen?

Das Gespräch beginnt

Jetzt also steht sie neben mir und streicht mit einer ruhigen Bewegung die Schürze glatt, welche ihr Kleid schützt und zugleich ziert, wie man im achtzehnten Jahrhundert gesagt hätte. „Warum gibt es in dieser Wohnung niemanden, der Ihnen die heiße Schokolade bringt?“ fragt sie und schaut immer noch geradewegs auf den Bildschirm.

Ich wende mich ihr zu und überlege. Mit dieser Frage habe ich nicht gerechnet. „Nun, ich glaube, es wäre mir peinlich. Dienstmädchen, heute würde man sagen Hausangestellte, die im Haushalt leben, so wie es in Ihrer Zeit der Fall war, sind – zumindest in Europa und Amerika – nur noch in sehr wohlhabenden Familien zu finden. Aber es nicht nur eine Frage des Geldes. Von einer Person bedient zu werden, was auch in vielen bürgerlichen Familien bis in das zwanzigste Jahrhundert

⁵ La Belle Chocolatière, Jean Etienne Liotard, 1743-45. Foto: Wikimedia commons.

⁶ François Fosca, *La Vie, les Voyages et les Oeuvres de Jean-Étienne Liotard. Citoyen de Genève, dit Le Peintre turc*, S. 30. La Bibliothèque des Arts. Lausanne – Paris, 1956, S. 30.

hinein absolut üblich war, ist nicht mehr Teil unseres Selbstverständnisses. Wir finden, daß wir uns selbst die Schokolade bringen müssen, wir kleiden uns selbst an und frisieren uns selbst. Vielleicht hat es etwas mit Nähe und Intimität zu tun, die man mit einer Hausangestellten nicht teilen möchte."

Es bleibt einen Moment lang still, anscheinend ist sie ihrerseits überrascht und sucht nach Worten. *„Sie bedienen sich selbst? Wie interessant. Sie wissen also, wie man Schokolade kocht und sie besitzen Kleider, die Sie ohne Hilfe einer anderen Person anziehen können? Und Sie",* erneutes Zögern, *„Sie haben Ihre Haare so geschnitten, daß Sie sie mit sehr wenig Aufwand frisieren können, nicht wahr?"* Ich vermute, daß La Belle, wie ich sie von jetzt an nennen werde, dieser Punkt besonders auffällt und daß es ihr besonders schwerfällt, ihn anzusprechen. Wie wirken unsere in lockere Formen geschnittenen Haare wohl auf jemanden, der aus dem Jahr 1744 anreist? Eine Zeit, in der die Haare, völlig unabhängig davon, ob eine Perücke oder ob das natürliche Haar frisiert wurde, als eine Art erstarrtes Ornament die angemessene Krönung eines ganzen Looks bildeten.

Wir schauen beide zum Bildschirm, auf dem der letzte Satz erschienen ist und schweigen. Sie räuspert sich. *„Meine Haube ist ja auch ein – wie nennen Sie es – ein erstarrtes Ornament. Aber ich trage sie gerne, sie ist der letzte Schliff, wenn es darum geht, für die Arbeit kommod und zierlich gekleidet zu sein."* Sie wendet sich mir zu und lächelt. *„Ich glaube, kommod heißt ungefähr das, was Sie mit Komfort zu Beginn Ihres Essays meinen. Und wenn ich Sie richtig verstehe, dann ist die Bequemlichkeit ein mögliches deutsches Synonym für Komfort. Und sie ist nie einfach nur bequem, sie muß gestaltet werden. Kommod ist also immer etwas, daß nicht nur für mich bequem zu nutzen, sondern auch für andere angenehm anzusehen ist. Ich würde sagen, es ist zierlich, nicht wahr?"* Ich nicke zustimmend. *„Ja. Aber da kommod für uns ein altmodischer Begriff ist, verwenden wir ihn nicht mehr. Er wurde zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts aus dem französischen – commode – direkt in das Deutsche übernommen. Das Zaubhafte an diesem Begriff ist, daß er über die ‚commodité‘ mit dem lateinischen ‚commoditas‘ verwandt ist, was wiederum so viel heißt, wie angemessen oder nach einem bestimmten Maß angepaßt. Ihre Haube beispielsweise ist so geformt, daß Ihre Haare einen guten Platz finden und daß sie nicht drückt, aber gleichzeitig hat sie eine gut proportionierte Form, die man gerne anschaut, sie erfreut. Das gleiche gilt wohl auch für Ihr Caraco und das Fichu."*

La Belle holt sich einen Stuhl, stellt ihn neben meinen und nimmt mit sehr geradem Rücken Platz, so daß die Schoßfalten ihres Caracos nicht zerdrückt werden. Und sie hat ihren Stuhl mit einer selbstverständlichen Geste in einen solchen Abstand von meinem gestellt, daß Rock und Schürze sich ebenfalls, ohne gedrückt oder gestört zu werden, ausbreiten können. Wie angenehm, denke ich, wenn man durch eine gewisse Stofffülle, aber auch durch die Form, gleichsam ohne Worte, in eine respektvolle Distanz zueinander gebracht wird. Eine zudem freundlich wirkende Distanz, wie sagte es la Belle, kommod und zierlich, so daß man diesen Abstand genießen kann.

Sie bemerkt meinen Blick, der hin und her wandert zwischen ihrer Kleidung und meinem Kleid, welches gerade und eher schmal geschnitten, ohne Faltenwurf den Körper umhüllt und knapp

oberhalb des Fußgelenkes endet. „Könnten Sie mir bitte noch erklären, was genau denn nun das moderne Wort komfortabel für Ihre Zeit bedeutet im Unterschied zum älteren kommod? Sehen Sie diesen Unterschied auch in unserer Kleidung?“ Wir rücken etwas näher zusammen, um auf dem Bildschirm meine Antwort auftauchen zu sehen. „Auch Ihre letzte Frage möchte ich gerne mit Ja beantworten. Meine Kleidung ist liegt nur leicht auf der Schulter auf und berührt vorsichtig den Körper, vor allem, wenn ich mich bewege. Ich nehme also den mit wenigen Nähten sichtbar gemachten Zuschnitt kaum wahr, das Kleid löst ein Wohlgefühl aus, daß zunächst nur für mich persönlich stimmig sein muß. Natürlich hat mein Kleid auch eine Form, die gefallen soll, die ästhetisch und modisch ist, aber die erste raison d'être ist wohl ihr Komfort. Vielleicht ist es deshalb aktuell auch so schwierig, eine klare und schöne ästhetische Gestaltung entwickeln, weil die – einseitige – Idee des absoluten körperlichen Wohlbefindens, des komfortablen Tragegefühls dem im Wege steht. Ihre Kleidung dagegen ist kommod, sie ist aus vielen einzelnen Schnitt-Teilen gefertigt und erzeugt so eine für Ihre Zeit als ideal betrachtete Echo-Form des weiblichen Körpers. Sie ist gefältelt, getrimmt, gebauscht, glattgezogen, kunstvoll gelegt. Sie ist an-gemessen. Ursprünglich hat das Wort bequem übrigens eine ähnliche Bedeutung wie kommod, so kann das althochdeutsche biquami mit angemessen übersetzt werden. Bequem war mit der Vorstellung von Proportionen verbunden und deshalb immer auch mit einem ästhetischen Anspruch. Bequem musste – es wurde schon erwähnt – zierlich also angenehm, elegant, vielleicht sogar schön sein.“⁷ La Belle unterbricht meinen Schreibfluß ungeduldig. „Sie haben zwar die Unterschiede unserer Kleidung beschrieben, aber was nun komfortabel von kommod, beziehungsweise bequem unterscheidet, verstehe ich immer noch nicht. Und dies vor allem aus einem Grund: an was und mit was wird denn eigentlich gemessen, was ist der Maßstab?“

Die Gretchenfrage

Die letzte Frage ist die Gretchenfrage. Man könnte auch sagen, La Belle hat unbeabsichtigt eine Achillesferne aktueller, zeitgenössischer Gestaltung berührt. Ob Kleid, Stuhl, Haus oder Stadt: die aufmerksame und maßvolle Gestaltung ihrer Beziehung zu persönlichen körperlichen und emotionalen Wünschen, aber zugleich auch zu sozialen Strukturen und kulturellen Entwicklungen, scheint schwierig geworden. Angesichts der aktuellen Begeisterung für die Sammlung von Daten und der Überzeugung, daß ihre Verknüpfung zu einem gestalteten Gebilde mit Hilfe von Algorithmen die modernste, effizienteste und ökonomischste Lösung darstellt, fehlen kluge, großzügige Entscheidungen und Interpretationen von Architektinnen und Designern. Es fehlt der Mut das herzustellen, was Reinhardt Knodt sehr überzeugend ästhetische Korrespondenzen genannt hat: „Ästhetische Korrespondenz ist [...] die Fähigkeit, aus dem allgemeinen Geschehen einen ästhetischen Anspruch wahrzunehmen und diesem wieder Ausdruck zu verleihen [...].“⁸ Und weiter schreibt er: „Ästhetische Korrespondenz ist eine dreiwertige Relation gegenüber der prinzipiell zweiwertigen Information.“⁹

⁷ vgl. <https://www.dwds.de/wb/bequem>, abgerufen 22.07.2017

⁸ Reinhard Knodt, Ästhetische Korrespondenzen, Denken im technischen Raum, Reclam, Stuttgart, 1994, S. 31.

⁹ Knodt, (wie Anmerkung 8), S. 32.

Die Unschärfe der „dreiwertigen Relation“ ist weit entfernt von der klaren Handlungsanweisung eines Algorithmus. Genau hierin liegt auch die Krux des gegenwärtigen Umgangs mit Komfort, der seine früher vorhandene ästhetische Dimension eingebüßt hat. Mit Blick auf die zunehmende Digitalisierung der Techniken, die unseren Komfort sichern, wie heizen, kühlen, belüften vertraut man immer mehr auf Algorithmen und diese benötigen eindeutige Daten. Wie aber mißt man eindeutig Komfort? In Olf, Lux und Dezibel? Und wie ließe sich eine gelungene Ästhetik des Komforts messen? Neben mir räuspert sich La Belle, die natürlich gelesen hat, was ich schreibe. *„Warum sprechen Sie direkt nicht mit mir? Glauben Sie, ich verstehe es nicht? Als Dienstmädchen? Sie weichen immer noch aus und haben den Unterschied zwischen einem persönlichen Gefühl für Komfort und der schön proportionierten Bequemlichkeit oder commodité nicht erläutert.“*

Ich wende mich ihr zu und greife gleichzeitig nach einem Buch, das auf meinem Schreibtisch liegt. *„Entschuldigen Sie bitte, ich wollte nicht unhöflich sein. Ich weiß auch nicht, ob ich Ihre Frage zufriedenstellend beantworten kann, aber ich könnte Hinweise geben, die Ihnen vielleicht helfen, diese schwierige Geschichte der Begriffe vielleicht etwas besser zu verstehen. Dazu möchte ich Ihnen gerne eine Passage aus „The Invention of Comfort“, übersetzt „Die Erfindung des Komforts“ vorlesen. John Crowley zeichnet in diesem Buch die im späten achtzehnten Jahrhundert beginnende Geschichte der Diskussionen über Komfort im angelsächsischen Raum nach. Er legt überzeugend dar, dass das sehr individuelle, auf der eigenen Sinneswahrnehmung und auf Emotionen gründende Empfinden von Komfort nicht natürlicherweise einfach so vorhanden ist. Zwar beruht das Gefühl für Komfort auf den eigenen Sinneswahrnehmungen, zugleich aber sind diese Wahrnehmungen immer auch kulturell geprägte Erfahrung. Unsere körperlichen und seelischen Wahrnehmungen des Komfort sind abhängig von – und ich übersetze nun für Sie: „[...] unterschiedlichen Ideen, unterschiedlichen Vorstellungen darüber, was befriedigende Beziehungen zwischen Körper, materieller Kultur und Umwelt ausmacht [...] Technologie, soziale Strukturen und Glaubenssysteme führen in häuslichen Umgebungen zu sehr unterschiedlichen Entwürfen. Nehmen wir zum Beispiel Stühle. [...] das Design von bequemen Stühlen ist ein großes Thema für einen Großteil der Geschichte moderner Möbel. Aber es gibt orthopädische Gründe, die den Aufwand für chimärisch halten: alle Stühle sind schlecht für unseren Rücken. Dennoch haben wir gelernt, komfortabel darin zu sitzen, Episoden von Rückenspasmen beiseite.“¹⁰ Und Crowley stellt zum Schluss seiner Einleitung eine überraschende These auf. Ich übersetze wieder für Sie: „Als die persönliche Sensibilität für den Geschmack entscheidend wurde, entwickelte man in der Landschaftsarchitektur die Identifikation des kleinen Cottage Hauses mit dem Archetypus des komfortablen Hauses. Mit dem Cottage als Metonym begann sich der häusliche Komfort als Recht und Verpflichtung durchzusetzen.“¹¹*

¹⁰ John E. Crowley, *The Invention of Comfort, Sensibilities and Design in Early Modern Britain and Early America*, The Johns Hopkins University Press, Baltimore & London, 2001, S. IX-X; S. 203-216.

¹¹ Crowley, (wie Anm. 7), S. XI.

Die Besucherin verabschiedet sich.

La Belle lehnt sich etwas in ihrem Stuhl zurück. Sie wiederholt den letzten Satz in einem Tonfall, als würde sie eine unglaubliche Behauptung aufstellen: *„Mit dem Cottage als stellvertretender Figur wurde der Wohn-Komfort als Recht und Verpflichtung aufgefasst.“* Sie schüttelt leicht den Kopf und schaut sich in der Wohnung um, *„Das klingt, entschuldigen Sie, leicht verrückt. Ich weiss nicht, wie Ihre Lampe funktioniert, deren Licht ohne offene Flamme völlig ruhig scheint. Und auch die Geräte in Ihrer Küche, mit denen Sie anscheinend kochen und vielleicht sogar Schokolade herstellen, sind mir rätselhaft. Aber sie müssen Teil Ihres Rechtes auf Komfort sein und sind zugleich Verpflichtung. Ich wäre nie auf die Idee kommen, das Kerzenlicht, das Feuer im Kamin und das Wasser, das ich vom Brunnen holen kann als Recht zu betrachten. Und auch den eleganten Kessel nebst Untersatz, um Wasser zum Tee im Zimmer zum Kochen zu bringen, den Sie eingangs zitierten, ich würde ihn im Traum nicht als Recht bezeichnen und wozu sollte er mich verpflichten? Doch, ja, als einziges: die Verpflichtung, das verstehe ich ...“* Sie bricht ab, erklärt nicht weiter.

Und ich, ich habe keine Antwort auf diese Verwunderung und diese Fragen, denn hat man je in Europa eine Demonstration für fließendes Wasser und Badewannen in jeder Wohnung und für eine konstante Zimmertemperatur zwischen 21° und 23° erlebt?

Im Jahr 1955 wurde in Regelungen zum sozialen Wohnungsbau in Frankreich eine Mindest-Zimmertemperatur von 12° bis 16° empfohlen, eine Zentralheizung wurde nicht ausdrücklich erwähnt.¹² Gefühl? Recht? Verpflichtung?

La Belle erhebt sich, atmet hörbar ein und sagt zum Abschied: *„Ich hoffe Ihre Leserinnen und Leser können es nachvollziehen, wenn ich persönlich die Proportionen und Masse des kommoden und zierlichen bevorzuge und ich hoffe sehr, dass sie unserem manchmal etwas mäandrierenden Gespräch freundlich gefolgt sind. Auch wenn es eindeutig mehr Fragen stellte, als beantwortete. Und ich wünsche Ihnen allen, daß Sie sich gerne und zurückhaltend selber bedienen können und daß Sie Ihre Sensibilité ausbilden. Ohne Sensibilité wird, wenn ich es richtig verstanden habe, der Komfort jegliche Kultur verlieren, er könnte sich im schlimmsten Falle in ein algorithmisches Monster verwandeln, das ein Recht hat und Verpflichtungen fordert.“*

Ich bin sprachlos. Sie wendet sich um und verlässt den Raum. Das letzte, was ich höre, ist das leichte Knistern ihrer Kleider. Dann fällt die Tür — sehr leise — ins Schloss. Der Bildschirm leuchtet pudrig. Es ist kurz vor Mitternacht. Fin.

Bettina Köhler

¹² Jacques Dreyfus, *La Société du Confort, Quel Enjeu quelles Illusions?* L'Harmattan, Paris 1990, S. 98-99.